



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Reiche des Negus in alter Zeit.

gestützt, ihre inneren Schwächen ohne wesentlichen Schaden für das ganze überwinden konnte. Alles das fehlte im neuzeitlichen Missionsfelde, zumal in Ostasien. Hier hätten solche Verhältnisse die Mission und das im heidnischen Staat ohnehin gefährdete Christentum notwendig vernichten müssen.

Im großen und ganzen hat sich also das in den Missionen angewandte Erziehungssystem durchaus bewährt. Dies schließt selbstverständlich nicht aus, daß da und dort auch manche Fehler, Mißgriffe und Versäumnungen mitunterliefen.

Unter den Ursachen, die eine raschere Lösung der Alerusfrage erschwerten, ist natürlich auch der sogenannte *Europäismus* im katholischen Missionsbetrieb genannt worden.

Hören wir, wie ein hochangesehener, erfahrener Missionsbischof und Missionskenner sich darüber ausdrückt: „Mir will scheinen“, so schreibt Mgr. Le Roy, „daß das katholische Apostolat während der letzten drei bis vier Jahrhunderte die Eingebornen nicht in hinreichendem Maße als Katechisten, Religiosen, Priester usw. zur Mitarbeit herangezogen hat. Das haben die Protestanten viel besser verstanden als wir. . . . Wenn wir auch prinzipiell die Mitarbeit der Eingebornen nicht ausschließen, so fehlen wir doch darin, daß wir diese eingebornen Gehilfen zu viel unserer eigenen Lebensart anpassen wollen. Wir haben zu viel von ihnen gefordert, wir haben ihnen zu wenig Vertrauen geschenkt, wir reden uns selbst zu viel ein, daß wir unerföhrlich, unentbehrlich seien. Mit anderen Worten, während die Apostel und ihre Nachfolger in den folgenden Jahrhunderten, ohne von der Glaubens- und der Sittenlehre etwas preiszugeben, sich den fremden Völkern anpafkten, zwingen wir mit unsern heutigen Missionsideen die so ganz anders gearteten Völker, sich einem Christentum in europäischen Formen anzupassen und dies bis in die kleinsten Einzelheiten hinein.“

Was z. B. die Priester und ihre Erziehung betrifft, was sehen wir? Die Chinesen und Indier, so gut wie die Maoris, Madegassen und Neger werden in dieselben Regeln, in dieselbe Hausordnung, in dieselben Studien, in dieselben Seminarien hineingezwängt, wie Italiener, Franzosen, Spanier oder Deutsche. Man hat den Griechen das Recht zugestanden, katholisch zu sein nach griechischer Art, fordert aber von allen Völkern der übrigen Welt, von den Japanern bis zu den Eskimos, von den Feuerländern bis zu den Persern, katholisch zu sein nach lateinischer Art. Mit den tatsächlichen Ergebnissen mehrerer Jahrhunderte vor Augen, die bedauernswerten Mißerfolgen täuschend ähnlich sehen, fragt man sich mit Besorgnis, ob wir wirklich auf dem rechten Wege sind, ob man wirklich, um die Welt zu christianisieren, sie erst latinisieren muß.

Was speziell die Frage des Priestertums anbelangt, so wäre doch jedenfalls ein großer Unterschied zu machen zwischen den begabten, kultivierten und leistungsfähigen Völkern, wie es die Japaner, Chinesen und Indier sind, und den rückständigen Rassen der Polynesier, Madegassen, Neger usw. Es wäre doch unbillig, alle nach derselben Schablone zu behandeln und von allen dieselben Ergebnisse zu erwarten. Es ist vielmehr von großer Wichtigkeit, daß man mit den Mitteln und Wegen je nach dem Lande, der Rasse, den Gewohnheiten, Sitten, Fähigkeiten und selbst Vorurteilen

wechselt. Worauf es schließlich ankommt, ist nicht der Weg, sondern das Ziel.

Was speziell die *Schmarzen* betrifft, so schien es mir stets eine verkehrte Methode, sie in Seminarien zu stecken und dem strengen, erbaulichen Reglement zu unterwerfen, wie es in unsern europäischen Anstalten herrscht, sie so viele zwar exzellente, aber für sie ganz unnütze Dinge zu lehren, wie ein klassisches Latein, Griechisch, Geometrie, Algebra u. dgl. Nach Ablauf einiger Jahre unter solchem Regime ist das Ergebnis meist ein klägliches.

Wäre es nicht vernünftiger, aus den Katechisten junge, energische und eifrige Leute auszuwählen, ihnen das streng Notwendige beizubringen und ihnen dann, nachdem man sie einige Jahre unter seinen Augen hat arbeiten lassen, die niederen Weihen zu erteilen und sie, sobald sie genug Latein wissen, um Brevier, Missale und Rituale zu verstehen, zu Subdiakonen, Diakonen und Priestern zu weihen?

Ich hatte früher einmal Gelegenheit, diese meine Idee dem damaligen Präsekt der Propaganda, Kardinal Ledochowski, vorzulegen. Er zeigte sich derselben sehr günstig gestimmt. Leider mußte ich zu früh wieder nach Afrika, um den Plan genauer entwickeln zu können.“ Soweit Mgr. Le Roy.

Der Bischof fügt seinen Ausführungen selbst die Klausel bei: „Meine Ansichten sind etwas kühn und eigenartig und werden wohl nicht von jedermann geteilt werden.“

Zweifellos ist durch *Europäismus* in der hier beschriebenen wie in anderer Form viel gefehlt und viel verdorben worden; und wer einmal die Missionsgeschichte von diesem Gesichtspunkte aus studiert, wird manche seltsame und betrübende Dinge finden. Indessen gilt es auch hier zu unterscheiden.

Ein gewisser unausbleiblicher und zum Teil auch berechtigter *Europäismus* war ohne weiteres mit der Tatsache gegeben, daß die anderen Weltteile und Völker nach Gottes Fügung von Europa aus und durch europäische Glaubensboten evangelisiert wurden, und daß die neuen geistigen Eroberungen notwendig dem Gesamtkörper der Kirche, ihren Gesetzen und Ueberlieferungen sich einfügen mußten.

(Schluß folgt.)

Im Reiche des Negus in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

„Leider hatten wir uns über unseren Sieg zu früh gefreut; das Blatt sollte sich bald wenden. Denn Gragne schickte nach seiner Niederlage sofort einen Boten an den türkischen Pascha, der in Zebid wohnte, und ersuchte ihn um Hilfsstruppen. Er stellte ihm vor, wie ungeziemend es sei, ein unter der Oberhoheit des Großsultans stehendes Reich dem Feinde preiszugeben, und da er seine Vorstellung durch ein Geschenk von 100 000 Goldgulden, von denen 20 000 dem Pascha gehören sollten, zu unterstützen wußte, blieben seine Bemühungen nicht ohne Erfolg.“

Zum Glück erhielten wir zu guter Stunde Kenntnis von dieser Verstärkung unseres Feindes und zogen uns deshalb auf einen Berg zurück, der von allen Seiten mit so steilen Felsen umgeben war, daß er kaum

von Fußgängern erklettert werden konnte. Für unsere Geschütze mußten wir einen eigenen Weg brechen, wobei uns die einheimischen Hauptleute mit einer Menge schwarzer Arbeiter behilflich waren, indem sie die Lafetten und Kanonen teils auf Hebebäumen, teils mit ihren Schultern auf die Höhe schafften. Oben auf dem Berge fanden wir eine Ebene, wo wir uns lagerten und uns mit einem möglichst großen Vorrat von Lebensmitteln versahen.

Hier wurde aber unserm Hauptmann, Don Christovam, bald die Zeit zu lang. Er unternahm daher mit dem größten Teil seiner Mannschaft einen Streifzug nach einem benachbarten Berge, der nur von Juden bewohnt war und wo, wie man ihm hinterbracht hatte, eine Besatzung von 100 Reitern unter einem maurischen Hauptmann lag. Er überrumpelte sie, tötete ihnen 60 Mann und jagte die übrigen in die Flucht. Die Flüchtlinge wurden aber von den Bergbewohnern eingeholt und samt ihrem Anführer niedergemacht. Das war ein wohlfeiler Sieg. Doch er brachte uns kein Glück; denn unsere Leute, die uns notwendig den Segen des Himmels entziehen mußten. Die Strafe kam bald.

Gragne rückte mit 600 Türken und einem starken maurischen Heere gegen uns an und lagerte sich am Fuße des Berges, auf dem wir uns befanden. Eines Tages erschien ein Händler mit einem Pack Waren, worunter sich viele Rosenkränze befanden. Ich nahm sie ihm ab, weihte sie und schenkte sie den Frauen und anderen frommen Leuten mit der Ermahnung, Gott zu bitten, er möge den Spott unserer Feinde zu seiner Ehre und zum Nutzen der Gläubigen gereichen lassen.

Inzwischen machten die Türken mehrere Angriffe auf uns und verursachten dabei mannigfachen Schaden. In der folgenden Nacht kam Don Christovam vom Judenberge, wohin wir beim Anrücken der Mauren sofort einen Boten geschickt hatten, zurück und versammelte die Hauptleute zur Beratung, wie man am vorteilhaftesten mit dem Feind anbinden könne. Alle stimmten für einen nächtlichen Angriff; die Mauren seien uns an Zahl weit überlegen und hätten nachts so große Furcht, daß sie kaum ihre Zelte zu verlassen wagten. Eine nächtliche Überrumpelung also verspreche großen Erfolg. Don Christovam allein war anderer Ansicht. Ihm erschien der Vorschlag als unmännlich, hinterlistig und feig. Nein, am hellen Tag wolle er sich mit dem Feinde schlagen, damit er nicht glaube, er fürchte sich vor ihm. Diese seine Ansicht wurde zwar von niemand gebilligt, aber dennoch mußte man sich ihr unterwerfen. Wie gesagt, das Glück hatte sich gewendet, und Gott wollte uns für das, was auf dem Judenberge geschehen, bestrafen.

Unsere Leute stiegen also bei Tagesgrauen vom Berge herab. Noch bevor sie sich rechtmäßig in Schlachtordnung gesellt hatten, ging zufällig eines unserer Pferde durch und rannte nach dem Lager der Mauren hin, die ihm entgegenliefen, um es aufzufangen, während unsere Leute ungestüm nacheilten, es einzuholen. Bald entstand ein allgemeines Handgemenge, das auf beiden Seiten viele Opfer kostete und zuletzt zu unserem Nachteil endete. Sehr entmutigend wirkte vor allem der Tod unseres Fahnenträgers Don Garcia de Moronha. Er war ein starker, überaus tapferer Mann und verteidigte seine Fahne mit Löwenmut. Eine Menge von Feinden schlug er nieder, sodaß sich zuletzt die Zahl der Toten ringsum derart häufte, daß ihm fast niemand mehr nahen konnte. Doch was hilft der Mut des Tapfersten gegen eine Riesenzahl von Feinden? Zuletzt er-

lahmte sein Arm; er konnte sich nach langer, mutiger Gegenwehr kaum mehr rühren und wurde fast widerstandslos niedergestochen. Im gleichen Augenblick wurde Don Christovam durch einen Musketenschuß schwer am Arme verwundet. Dennoch verließ er, ob schon er heftige Schmerzen litt, das Schlachtfeld nicht; erst als ihn die höchste Not dazu zwang, zog er sich mit den wenigen Leuten, die noch übrig geblieben waren, auf die Höhe des Berges zurück.

Als ich die Niederlage unserer Truppen sah, riet ich der Königin, sich nach dem Gebirge zu flüchten. Da sie aber ihrer Rosen wegen, die keine hinreichende Zahl von Saumtieren hatten, zögerte, mußte ich sie und eine ihrer Schwägerinnen fast mit Gewalt fortbringen.

Ich hieß beide vorausreiten und nahm das Töchterlein der Königin hinter mich aufs Pferd. Eine Amme der Königin, eine sehr tugendhafte Dame, die sich mit zwei ihrer Töchter und anderen Frauen noch im Zelte befand und kein Mittel sah, sich vor dem wilden, lusternen Feinde zu retten, bemächtigte sich, um ihre Frauenehre zu schützen, eines Pulverfassens, zündete es an und kam so mit ihrem ganzen Gefolge ums Leben. Fünfzig bis sechzig schwer verwundete Krieger, die sich nicht mehr weiter schleppen konnten, gaben sich auf die gleiche Weise den Tod.

Die Königin, die ich bald im Gebirge wieder auffand, dankte Gott inbrünstig für die Rettung ihrer Tochter. Hierauf begaben wir uns noch tiefer in die Gebirgstäler hinein, um daselbst die Flüchtlinge um uns zu sammeln. Vor allem erwarteten wir Don Christovam, um welchem sich die Königin ungemein ängstigte; wir fürchteten alle, er möchte entweder umgekommen oder in Gefangenschaft geraten sein. Während wir so dasaßen und warteten, sahen wir den Vermissten plötzlich daherkommen. Er war sehr traurig und völlig abgemattet, denn die feindliche Kugel war ihm, wie es schien, im Arme stecken geblieben. Die Königin gab mir ein wenig Balsam, die Wunde zu bestreichen und zerriß ihren eigenen Schleier, sie zu verbinden. Doch Don Christovam gönnte sich keine Ruhe; weit mehr als seine Wunde schmerzte ihn seine Niederlage, am meisten aber der Verlust der königlichen Fahne. Ich suchte ihn, so gut es eben ging, zu trösten und wies darauf hin, daß hierzulande der Kriegsfahne bei weitem nicht jener Wert beigemessen werde wie in Europa. Er solle nur trachten, seine Leute wieder zu sammeln; diese würden unter einer neuen Fahne ebenso gut ihre Pflicht und Schuldigkeit tun, wie unter der alten.

Wir ließen ihn unterdessen zu Pferd steigen, verfolgten ohne Zögern unsern Weg und setzten über zwei Flüsse, worin das Wasser unsern Fußsoldaten bis an die Brust reichte. Hierauf gelangten wir an einen dritten Fluß, den man nur an einer einzigen Stelle, wo eine Zugbrücke war, überschreiten konnte. Hier weigerte sich Don Christovam plötzlich, weiter mit uns zu ziehen. Er rief seine Diener herbei, die ihn vom Pferde herabheben und ihm ein Lager bereiten mußten, auf dem er sich niederlegte. Hierauf ließ er mich rufen und bat mich, seine Weichte zu hören. Als dies geschehen war, erklärte er, er werde von der Stelle, wo er sich befinde, nicht mehr weichen. Dies wollte ich natürlich um keinen Preis zugeben und befahl daher seinen Leuten, das Lager aufzunehmen und ihn darauf weiterzutragen. Auf dieses hin drohte er, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn man ihn nicht in Ruhe lasse. Was tun? Ich erklärte, bei ihm bleiben zu wollen, aber auch das wollte er durchaus nicht zugeben; ich sei nötig, unsere Leute zu

führen und müsse ihr und des Landes Verderben verhindern. Nur ein wenig Balsam verlangte er noch für seine Wunde, dann verberg er sich mit seinem Kammerdiener, seinem Sekretär und vier Portugiesen in einer nahen Höhle. Weshalb er uns plötzlich nicht weiter folgen wollte, habe ich nie erfahren können.

Nun begab ich mich wieder zur Königin und drängte sie, zu Pferd zu steigen, um möglichst bald das andere Ufer zu erreichen, denn die Nacht nahte bereits ihrem Ende und der Feind war nicht mehr ferne von uns. Zunächst machte die Königin Schwierigkeiten; sie wollte Don Christovam nicht so einsam und hilflos zurücklassen. Erst als ich ihr begreiflich machte, sie könne dem verwundeten Krieger doch nicht helfen, sie bringe nur sich selbst in Gefahr; es handle sich aber nicht bloß um sie, sondern auch um ihren Sohn und ihr ganzes Reich, da gab sie endlich nach, vergoß aber so viele Tränen und klagte in einer Weise, daß man hätte glauben können, Don Christovam sei ihr eigener Sohn gewesen.

Traurig zogen wir mit unseren Leuten, dem Gepäck und dem ganzen Gefolge weiter und waren noch nicht alle über die Zugbrücke, als wir ein großes Geräusch von Menschen und Pferden vernahmen. In ungestümer Eile drängten wir weiter und ließen sodann die Brücke hinter uns aufziehen. Es fing bereits an zu dämmern, und als wir über den Berg stiegen, sahen wir, wie mehrere Mauren sich der Höhle näherten, wo Don Christovam sich befand. Die Königin ängstigte sich darüber und war überzeugt, der tapfere Feldherr sei verloren. Helfen konnten wir ihm leider nicht, mußten vielmehr auf unsere eigene Rettung bedacht sein. So stürmten wir also den ganzen Tag über ohne Ruhe und ohne Raht über Berge und Täler und Flüsse dahin, ob schon uns die Schwarzen versicherten, es drohe uns wegen der aufgezogenen Zugbrücke keine Gefahr mehr. Erst am späten Abend machten wir von der Hitze und Ermüdung ganz erschöpft, wieder Halt.

An den Ufern der Flüsse fanden wir viele Cassien und Tamarinden, von deren Früchten wir uns nährten; denn es war nichts anderes da außer einigen Fischen, die wir in einem der größeren Flüsse fingen. Gegen Abend stieß der Befehlshaber der Provinz zu uns und brachte uns hinreichenden Mundvorrat. Da wir uns ferner hier an einer Stelle befanden, wo wir wirklich nichts mehr von den Mauren zu fürchten hatten, fingen wir an, uns ein wenig von den ausgestandenen Schrecken und Strapazen zu erholen.

Bei der Musterung unserer Leute fehlten 40 Portugiesen; somit zählte unser kleines Heer nur noch etwas über 100 Mann, denen ich den Rat gab, sofort einen andern Anführer zu wählen, da man nicht wissen könne, was aus Don Christovam geworden sei. Sie fanden meinen Vorschlag gut und baten, ich selbst möge diesen Führer bestimmen; sie würden ihm willig Gehorsam leisten. Ich wählte auf dieses hin Alfonso Caldeira von Coimbra, einen ebenso klugen wie tapferen Kriegsmann, dessen Ernennung auch allen gefiel mit Ausnahme einiger Offiziere vom höheren Adel, von denen jeder glaubte, er selbst hätte die Würde verdient. Sie murrten zwar, doch verweigerten sie den Gehorsam nicht. Zu gleicher Zeit ernannte ich einen Richter und einen Aufseher über unsere Leute, um jeden Streit unter ihnen und jede Beschädigung der Eingebornen an ihrem Eigentum zu verhindern.

Während wir noch am gleichen Orte lagen, fanden sich zwei Portugiesen bei uns ein, die bei Don Christovam zurückgeblieben waren und uns nun sein trauriges

Ende erzählten. Kaum hatten sie sich nämlich in jener Schreckensnacht in der genannten Höhle verborgen, als sich auch eine Frau in dieselbe flüchtete. Ihr folgten verschiedene maurische Krieger auf dem Fuße nach. Als diese Don Christovam fragten, wer er sei, gab er sich sofort ohne Furcht und Scheu zu erkennen. Diese waren darob so überrascht, daß sie anfangs seiner Versicherung keinen Glauben schenken wollten. Umso größer war daher ihre Freude, als ein ihnen beegnender Eunuche, der ihn kannte, die Wahrheit seiner Aussage bestätigte.

Mit Jubel führten sie ihn zu ihrem Fürsten, der beim Anblick eines so gefährlichen Gegners seine Freude über den guten Gang nur schlecht verbergen konnte. Er benahm sich übrigens freundlich und stellte Don Christovam hohe Ehren in Aussicht, wenn er dem christlichen Glauben widerjagen und die Religion Mohammeds annehmen würde. Doch dieser erwiderte mit Stolz, er sei ein Diener seines Herrn Jesu Christi, dem er nie und nimmer verlassen werde, um einem Ungläubigen anzuhängen. Der erzürnte Fürst befahl, ihm zur Strafe für diese freche Rede eine Maulschelle zu geben und ihm mit einer Zange die Barthaare auszureißen. Darauf verlangte er von ihm unter furchtbaren Drohungen, einen Brief an die portugiesischen Soldaten zu schreiben und ihnen darin zu befehlen, den Priester Johannes und dessen Sache zu verlassen und nach Hause zurückzukehren. Als nun Don Christovam sagte, man solle ihm zu genanntem Zweck Papier und Tinte bringen, stellte sich der oben erwähnte Eunuche, der früher zu unseren Dienern zählte und das Portugiesische vortrefflich verstand, hinter ihn und so mußte jener nothgedrungen schreiben, was der maurische Fürst ihm vorjagte. Als er jedoch am Schlusse seinen Namen beifügte, zog er durch denselben zwei wie Dornen gestaltete Striche, um uns anzuzeigen, daß das ganze null und nichtig sei und wir daher wohl auf der Hut sein möchten.

Zwei Mauren überbrachten uns diesen Brief ins Lager. Die Königin war, als sie dessen Inhalt erfuhr, ganz trostlos; sie nahm die Weisung für ernst und fragte sich entsetzt, was denn aus ihr und dem ganzen Lande werden solle, wenn die Portugiesen, ihre kräftigste Stütze, sie verließen? Als ich ihr aber die Dornen zeigte, welche die Unterschrift durchkreuzten und deren Bedeutung erklärte, faßte sie wieder Mut und alle Anwesenden lobten die List und Klugheit Don Christovams. Unser neuer Anführer Don Alfonso Caldeira, schrieb dem Fürsten Góronha zurück, er möge sich keine eitle Hoffnung machen, die Portugiesen blieben der Sache des Priesters Johannes (Negus) treu und hofften auf die Hilfe ihres Herrn Jesu Christi, der ihnen den Sieg über alle ihre Feinde verleihen würde.

In der Folge wurde Don Christovam von dem maurischen Fürsten zuerst grausam mißhandelt, und dann zum Tode verurteilt. Der tapfere Feldherr erklärte, seinen Leib könne man töten, über seine Seele aber habe Gott allein Gewalt und er hoffe zuversichtlich, daß ihm sein Gott und Heiland Jesus Christus das ewige Leben schenken werde. Nach der Hinrichtung wurde der abgeschlagene Kopf an den Statthalter von Rahira geschickt, ein Teil des Rumpfes nach Schidda, ein anderer nach Aben und Zebid; der Rest wurde von frommen Mönchen nach einem benachbarten Kloster gebracht und dort als ein Heiligtum in hohen Ehren gehalten.

Tatsächlich bestätigte Gott durch viele Wunder, wir wohlgefällig ihm das mutige Bekenntnis dieses Märtyrers gewesen. An der Stelle, wo er enthauptet wurde, entsprang eine klare Quelle, welche verschiedenen Blinden

das Augenlicht wiedergab und alle Arten von Krankheiten heilte. Desgleichen verbreiteten die Reliquien des christlichen Märtyrers einen überaus lieblichen Wohlgeruch. Diese Wunder machten auf das ganze Volk einen tiefen Eindruck und jeder, der mit Ernst die Wahrheit suchte, konnte erkennen, wo die wahren Befehle Christi zu finden seien, wo Häresie und Irrtum herrsche und wo der wahre Glaube.

(Fortsetzung folgt.)

Tom.

P. Joseph Biegner, R. M. M.

Missionsstation Gmaus. — Unlängst wurde ich zum alten Tom gerufen. War er ein Christ? Man hätte es seinem Namen nach glauben können, doch nein, er war trotz seiner 75 Jahre noch nicht getauft. Woher dann der Name Tom oder Thomas? Diesen hatte ihm jedenfalls irgend ein Engländer oder Bur gegeben; denn so ein resoluter Farmer oder Kolonist quält sich nicht lange damit ab, den oft ellenlangen, schwer auszusprechenden Namen zu merken, den der bei ihm arbeitende Junge vom Kaffernkraale her mitbringt; er nennt ihn auf seine praktische Weise einfach Jim oder John oder Tom, und damit Punktum. Der Kaffernjunge selbst geht bald auf diesen Ruf und meint zuletzt selbst, er heiße nun wirklich Jim oder Tom, ist stolz darauf und trägt fortan diesen Namen sein Leben lang.

So ging es jedenfalls auch unserm Tom. Was war er denn eigentlich seinem Berufe nach? Antwort: alles mögliche. Als halbwüchsiger Junge und auch später noch manches Jahr diente er in verschiedenen südafrikanischen Städten als *Küchenjunge*, aber nicht als so ein gewöhnlicher, wie es deren zu vielen Hunderten gibt, sondern als einer, der sein Fach vom Fundament aus verstand, der überall als Meister galt und daher auch von allen Herrschaften gesucht und bevorzugt wurde.

Auch den *Fracht- und Fuhrdienst* versah er viele Jahre. Das war eben noch in der guten alten Zeit, als es noch keine Eisenbahnen, oder höchstens die eine oder andere Hauptlinie gab, wo noch kein Auto des Weges rasste, ja sogar ein Pferde- und Gelsfuhrwerk eine Seltenheit war, sondern wo sich der ganze Verkehr auf den mehr als zweifelhaften Straßen durch große mit 18—20 Ochsen bespannten Burenwagen abspielte. Das war nun etwas für unsern Tom! Denn so eine Fahrt hat ihre eigenen Reize, will aber auch gelernt und praktiziert sein. Sicherlich verstände kein europäischer Kutscher oder Fuhrmann, so ein Ochsenfuhrwerk zu lenken, wenigstens während er ersten Tage und Wochen nicht.

Es will für einen Anfänger schon etwas heißen, diese 18—20 Ochsen, die er alle mit Namen kennen muß, — denn sonst folgen sie ihm nicht, — ins Joch zu bringen und hübsch paarweise vor dem Wagen aufzustellen. Die stärksten an der Deichsel; ein anderes kräftiges Paar allen voran an der Spitze, die schwächsten in der Mitte. Dann erst die Fahrt! Da heißt es durch Geschick und mächtigen Zuruf bewirken, daß alle die vielen Zugtiere auf einen Schlag anziehen, dann, indem der Fuhrmann bald den einen, bald den andern Ochsen bei seinem Namen nennt, beständig macht, daß alle schön gleichmäßig am Ziehen bleiben, damit nicht der eine leer läuft und

faulenz, während der andere über Gebühr zieht und schwitzt. Denn die mannigfachen Hindernisse, hier ein Berg, ein Loch, ein Graben, ein Bach, ein Sumpf, dort ein entgegenkommendes riesenlanges Fuhrwerk auf schlechtem Weg, der nur mühsam ein Ausweichen gestattet, ein brückenloser Fluß usw. Ferner die einzelnen Ausspannplätze kennen, ausspannen, die Tiere versorgen, auf- und abladen, Feuer machen, Palitsch kochen und hundert andere, an sich ganz einfache Dinge, die man aber alle kennen und verstehen muß, um in der afrikanischen Wildnis Tage und Wochen lang mit einem solchen Fuhrwerk voranzukommen.

Dazu genügt auch ein einzelner Fuhrmann nicht. Der Scharze verteilt diese Arbeit unter drei. Der jüngste führt das vorderste Ochsengespann am Strick und leitet es über Stock und Stein, über Berg und Tal im afrikanischen Sonnenbrand klüglich auf dem rechten Weg; der zweite besorgt die Sperre, und bei den zahllosen Hügeln und Tälern des südafrikanischen Geländes gibts da immer was zu tun; der dritte macht den Treiber. Er ist natürlich der oberste von allen und führt mit Energie und mächtigem Zuruf, nicht ohne Selbstgefühl, die an einem Bambus befestigte, viele Meter lange Peitsche, womit er vom vordersten Ochsenpaar bis zum hintersten das ganze Gespann regiert und beherrscht. Daß unser Tom *Treiber* war und seines Amtes zu walten verstand, wie einer, der Macht hat, versteht sich von selbst. Er stolzierte neben seinem Fuhrwerk einher, wie ein Fürst, warf seine Blicke über die 18—20 Jochträger, schwang seine Peitsche und freischte, schrie und lärnte wie ein Zahnbrecher im Mittelalter.

Natürlich diente Tom nicht immer als Treiber oder Küchenjunge; das tut kein heidnischer Kaffer; er gönnte sich vielmehr von Zeit zu Zeit eine gehörige Arbeitspause. Hat so ein kaffrischer Arbeiter ein Sümmchen Geld verdient, oder hat er überhaupt die Geschichte satt — er hat dafür den Ausdruck „*katelo*“, — so sucht er seinen heimathlichen Kraal wieder auf und tut sich eine Weile gütlich. Gearbeitet wird nichts; er liegt einfach auf der faulen Haut oder läuft im weiten Bezirk umher und vertreibt sich die Zeit durch Essen und Trinken, Blaudern und Erzählen, Spielen und Tanzen. Nebenbei beteiligt er sich wohl auch an einer tüchtigen Prügelsei, wozu die häufigen Trinkgelage und Hochzeiten reichliche Gelegenheit bieten. Bei all dem finden wir auch unsern Tom.

Mit den Jahren wurde aus dem unreifen Burschen ein Mann. Tom heiratete und gründete eine eigene Familie. Von Stunde an war er vor allem darauf bedacht, sein Besitztum an Ochsen und Kühen zu mehren. Das macht reich und gibt ein Ansehen unter den Schwarzen. Religiöse Bedürfnisse schien er keine zu haben, wenigstens äußerte er sie nicht. Wohl war ihm das Christentum nicht fremd geblieben, er hatte es in der Stadt und bei seinen sonstigen Dienstverhältnissen zur Genüge kennen gelernt, allerdings meist in der Form des Protestantismus und seiner zahllosen Sekten, allein es zog ihn nicht an. Er blieb beim Alten, blieb ein Heide, aber einer von den aufgeklärten, besseren. Darum schickte er auch seinen Sohn in unsere Missionschule; er sollte etwas Ordentliches lernen und einmal seinen Mann stellen in der Welt. In diesem Stücke wurde auch seine Hoffnung nicht getäuscht; der Sohn lernte etwas und wurde etwas, denn er zählt tatsächlich zu unsern besten, erprobtesten Christen. Er, der Vater, aber blieb ein Heide, nicht aus Ueberzeugung, sondern einfach aus Bequemlichkeit. Ließ er sich bei uns taufen,